

27

»Was machst du da?« ›Ich sauge.« ›Mitten in der Nacht? Es ist drei Uhr!« ›Staub kennt keine Tageszeiten.« ›Du hast Staub unter der Zimmerdecke?« ›Wenn du nie bei der Bundeswehr gewesen bist, ahnst du gar nicht, wo Staub überall vorkommt.« ›Und warum trägst du dicke Handschuhe?« ›Stauballergie.« ›Ach so. Ich dachte schon, du saugst eine Spinne weg. Das bringt nämlich gar nichts, die krabbeln aus dem Sauger einfach wieder raus.« Als Larissa sich in ihr Zimmer zurückgezogen hatte, holte ich aus der Küche anderthalb Kilo Mehl und jagte sie in den Sauger, der Spinne hinterher. Sollte sie das überlebt haben, könnte ich immerhin ihre Spur verfolgen.« Volker Backes schreibt Episoden aus dem Leben, leicht überspitzt, doch immer wahr. Volker Backes, Jahrgang 66, ist Mitglied der Band Me in the Rye und freier Autor u.a. für 11 Freunde. Er ist Mitglied der Lesebühnen Zirkeltraining und Sitzen 73. Weitere Informationen, Termine etc.: www.volkerbackes.de

*Volker Backes
Schnelle Biere
Geschichten*

Erste Auflage
Verbrecher Verlag Berlin 2006
www.verbrecherei.de

© Volker Backes
Gestaltung: Sarah Lamparter
Coverillustration: Oliver Grajewski
Druck: Dressler, Berlin
Printed in Germany

ISBN: 3-935843-69-0

Der Verlag dankt Christine Grimm und Frédéric Valin

- 1 EIN LIED VON DEN DOOFEN
2 SPIDERMAN 2
8 DIE WELT WÄRE AUCH NICHT BESSER OHNE CHRIS DE
BURGH
12 ADOLESCENZ IN FÜNF LIEDERN
18 EINE LANZE FÜR DIE TANTEN BRECHEN
22 ZWÖLF
29 DER FLUCH DER ATARIS
35 ACH
36 GERT BLÖDORN RETTETE DIE WELT
39 GIPFELSTÜRMER
43 KEIN SCHLAF BIS SPARRENBUR
61 SOLANG SIE OBEN BLEIBE
67 NATURAL BORN KILLERS
68 DESPERATELY SEEKING THORSTEN SCHRÖDER
73 ZWEIMAL EIN SAMSTAG IN DEUTSCHLAND – UNTER BE-
SONDERER BERÜCKSICHTIGUNG VON ROSAMUNDE PIL-
CHER EINERSEITS UND SYBILLE BERG ANDERERSEITS
77 LAST NIGHT A DJ SAVED HIS LIFE
83 IN DEN FÄNGEN DES ROCKENS
87 SCHNELLE BIERE
89 SALON MARX
93 WAS MAN NOCH SO SAGT BEI PROMINENTEN
96 DIE JACKENPLAGE
101 ANMACHEN
103 WÖRTER AUS JÖLLENBECK, DIE DEN ALLTAG ERLEICH-
TERN. HEUTE: DUNE [SPRICH:DUHNE]
106 OHNE WORTE
106 DIE NÖTE DES KLEINEN MANNES
111 RICHTIG WODKA TRINKEN
119 DER LETZTE LINKE STUDENT

122 DANKSAGUNG

EIN LIED VON DEN DOOFEN

Um vier Uhr morgens saßen wir in einem Plattenbauhochhaus irgendwo in der Nähe des St. Petersburger Flughafens, tranken Wodka und redeten darüber, was uns trennt und was uns eint. Drei Deutsche und fünf Russen, paritätisch nach Geschlechtern geteilt. Aljoscha bemängelte unsere Kleidung. Alte Jeans und T-Shirts, von Deutschen habe er mehr erwartet, meinte er. Ich erklärte ihm nicht, dass wir aus Angst vor Überfällen die guten Klamotten zuhause gelassen hatten und wir es ursprünglich als Geste der Annäherung dachten, uns mit Understatement zu kleiden. Stattdessen fragte ich, was denn so schlecht sei an Jeans und T-Shirts. »Nun«, sagte Aljoscha, »für eine Kulturnation, die ihr Wirtschaftssystem zum Überlegenen erklärt, ist es ein wenig dürftig, wenn sich ihre Untertanen im Stile der DDR-Mode der 70er kleiden.« Das wiederum fand ich recht cool, aber Aljoscha winkte verachtend ab. »Ich bin enttäuscht«, betonte er noch mal und pries den Geschmack der neuen Generation von Russinnen, die sich in unseren Augen allerdings viel zu extrem auftackelten. »Wir nennen es Italian-Style«, gab Aljoscha an. »Bei uns heißt das Ischen-Style«, erwiderte ich, aber diese Spitze blieb in der Sprachbarriere hängen.

Im Hintergrund lief VIVA-TV, deutsches Musikfernsehen, über eine Satellitenschüssel empfangen. In der fremden neuen Welt lauschten wir seltsam vertrauten Klängen. Hoffentlich

wird das nicht noch peinlich, dachte ich und sah auch schon in das Gesicht des Komikers Wigald Boning. VIVA-TV plärte den unerträglichen Song »Mief« seiner Band »Die Doofen«, und Nomen war hierbei tatsächlich Omen. Das Lied handelte davon, dass Leute stinken. Ich betete, niemand im Raum würde es bemerken, aber Aljoscha hatte schon die Fernbedienung in der Hand und stellte den Apparat lauter. »Ich habe gehört«, sagte er mit einem Gewinnerlächeln, »dass dieses Lied in Deutschland sehr hoch in den Hitparaden steht.« »Platz eins«, flüsterte ich. »Ah ja«, sagte er widerlich gedehnt, »ich bin nicht ganz sicher, ob ich richtig verstanden habe, wovon es handelt.« Ich erklärte es ihm, natürlich hatte er verstanden. »Ich bin enttäuscht«, sagte Aljoscha und lächelte. Dann wanderte sein Blick über sein Regal voller Bücher von Tolstoi und Dostojewski, und wir mussten langsam aufpassen, dass diese Niederlage nicht noch heftiger ausfiel.

SPIDERMAN 2

»Wer Angst vor Spinnen hat, hat Angst vor spontaner Sexualität, sagt Freud«, sagte Jo Bentler, als Sylvie Homeyer kreischend das behaarte Krabbelmonster erblickte, das sich seelenruhig zwanzig Zentimeter neben ihr abgeseilt hatte und nun zielstrebig auf sie zukam. »So ein Quatsch, ich habe auch Angst vor Spinnen«, antwortete der Klassenlehrer damals und alle mussten lachen. Ein Klassiker von Witz. Und ich lernte früh, wer spontanen Sex haben will, darf keine Angst vor Spinnen zeigen.

Ich kann mich nicht daran erinnern, wann und wie es bei mir mit der Spinnenphobie anfang, nur noch die erhöhte Pulsfrequenz, das Herzrasen und die Schweißausbrüche sind mir bis heute präsent. Als ich mich irgendwann zu erwachsen dafür fühlte, meine Oma als eine Art GSG 9 der Spinnenbekämpfung um Hilfe anzurufen, immerhin fuhr ich schon Mofa, besann ich mich auf den Einsatz von schwerem Gerät: einem Staubsauger der Marke Hoover. Ein Klopfsauger mit etwa einer Tonne Gewicht, der dem pelzigen Insekt keine Chance ließ. Er klopfte und zerhackte nicht nur Staub zu Staub sondern auch Kleintiere. Niemand wäre damals auf die Idee gekommen, mit einem solchen Gerät zu masturbieren. Allerdings hatte der Hoover den Nachteil, dass man mit der Exekution warten musste, bis die Tiere freiwillig auf den Boden gekrochen kamen. Mit meinen Ärmchen war nicht einmal daran zu denken, den Sauger unter die Zimmerdecke wuchten zu wollen.

Doch die Evolution schritt in den Folgejahren mächtig voran, Fische wurden zu Lurchen und Lurche zu Vögeln und auch die Spinnen verließen in Scharen den Fußboden, um sich an meiner Zimmerdecke zu laben, zu sammeln und zu mehren. Ich brauchte bald schon neue Waffen, denn den großen, blauen Weltatlas erkannten die kleinen Biester schnell und verzogen sich in die hintersten Ecken, unerreichbar für den stabilen Kartoneinband oder ließen sich einfach fallen, wenn ich den wackeligen Stuhl auf den Tisch gestellt und die Lederhandschuhe zum Schutz gegen den Ekel angezogen hatte. Ich sah mir eine Dokumentation über den Einsatz von Flammenwerfern durch sowjetische Streitkräfte im Afghanistankrieg in den Felshöhlen von Tora Bora an und versuchte es mit einem por-

tablen Bunsenbrenner. Ohne genau zu wissen, woraus Spinne eigentlich besteht, hielt ich an unserer Garage die bläuliche Flamme unter ein freilebendes Prachtexemplar. »Mörder in weißem Kittel« schrie mein Gewissen, doch der Forschergeist siegte vorerst. Der Ekel erregende Achtbeiner fing an zu zischen, nicht aus Protest, sondern infolge einer physikalischen Reaktion. Seine Körpersäfte gerieten in Wallung, er kochte. Erhitzte Flüssigkeiten neigen zur Expansion, und so dehnte sich das Spinnenblut aus, bis die Schwarte krachte und ich mit grünem Schleim bespritzt dastand. Zumindest fühlte ich mich so. Ich ekelte mich. Nicht vor dem geplatzen Krabbeltier sondern vor mir selbst.

Die Staubsaugerindustrie registrierte mein Problem und reagierte. Man erfand Staubsauger mit beweglichen Schläuchen und extrem hoher Saugleistung, ideal für die Spinnenterminierung. Mit einem unwiderstehlichen »Blopp« verschwanden die Ungeheuer sauber und diskret für immer im chromblitzenden Höllenschlund. Für mein Problem hatte ich fortan also eine passable Lösung. DAS war schon sehr erwachsen. Also zog ich in moderne Wohngemeinschaften und stellte mich der Welt. Eines Nachts um drei entdeckte ich ein mutiertes Weltrekordexemplar von Spinne direkt über meinem Bett. Ich war schlagartig wach und holte routiniert Handschuhe und Sauger. Ich hatte gerade den Stuhl zurecht gerückt, die Maschine angeworfen, die Fäustlinge angezogen und den Feind ins Visier genommen, als meine Mitbewohnerin Larissa schläfrig durch die Tür trat.

»Was machst du da?«

»Ich sauge.«

»Mitten in der Nacht? Es ist drei Uhr!«
»Staub kennt keine Tageszeiten.«
»Du hast Staub unter der Zimmerdecke?«
»Wenn du nie bei der Bundeswehr gewesen bist, ahnst du gar nicht, wo Staub überall vorkommt.«
»Und warum trägst du dicke Handschuhe?«
»Stauballergie.«
»Ach so. Ich dachte schon, du saugst eine Spinne weg. Das bringt nämlich gar nichts, die krabbeln aus dem Sauger einfach wieder raus.«

Als Larissa sich zurückgezogen hatte, holte ich aus der Küche anderthalb Kilo Mehl und jagte sie in den Sauger, der Spinne hinterher. Sollte sie das auch noch überlebt haben, könnte ich immerhin ihre Spur verfolgen.

Irgendwann bahnte sich die Liebe ihren Weg zu mir. Katja war schön und hatte keine Angst vor Spinnen. Als ich einmal in ihren Armen lag und sich meine Pupillen in Panik weiteten, griff sie tonlos mit der bloßen Hand die Bedrohung an zwei Beinen und warf sie beiläufig aus dem Zimmer. Eine Heldin, aber leider mochte ich mich danach von Katja nicht mehr anfassen lassen, schließlich hatte sie das Ungetüm berührt. Als einige Zeit später wieder ein Knistern in unser Liebesnest gezogen war und die Spontaneität unmittelbar bevorstand, hob sich mein Blick, und ich sah behaarte Beine über mir. Acht an der Zahl, also genau acht zu viel. Ich wollte ein Held sein, sprang aus dem Bett und starrte den Feind an. »Du darfst sie nicht töten«, sagte Katja. Ich holte ein Glas, einen stabilen Karton – in diesem Fall eine Autogrammkarte von Rex Gildo – und fokussierte mein Ziel. Mein Nackenhaar stellte sich hoch, meine

Muskeln spannten sich, fertig zum Sprung. Ich nahm das Glas in Anschlag und konzentrierte meinen Blick. Nach zwanzig Minuten stand ich immer noch so da. Was, überlegte ich angespannt, wenn das Biest sich fallen ließ, bevor das Glas die Decke erreicht hatte? War der Glasdurchmesser groß genug? Was, wenn die Wand uneben war und die Spinne unter dem Rand herflüchten konnte? Hatte ich die Dachschräge mitberechnet? Als die Spinne eine halbe Stunde später endlich im Glas war, seifte sich Katja unter der Dusche bereits zum zweiten Mal ein. Wer Angst vor Spinnen hat, hat nicht zwangsläufig Angst vor spontaner Sexualität, es wird nur nie dazu kommen.

Wir hüteten das Haus von Katjas Bruder. Rolf war ein passionierter Spinnensammler. Vogelspinnen. Ein Dutzend Stück teilten sich mit ihm die Wohnung. Ein Horrorhaus. Jede halbe Stunde zählte ich die Dinger durch. Nachts träumte ich schlecht. Selbst an Katja ging der Grusel nicht spurlos vorüber. Als der Bruder nach zwei Wochen zurückkam, begrüßte er seine Lieblinge und nahm ein Vieh in der Größe eines westfälischen Zuchthahns heraus. Ich drohte, in Ohnmacht zu fallen, aber Rolf lachte und setzte sich das Pelztier auf den Arm. »Das ist Scooter«, sagte er. Das war kein Name, der dem Grauen auch nur annähernd gerecht wurde. Scooter krabbelte zu meinem Entsetzen bis zu Rolfs Hemdkragen und blieb dort sitzen. Lange sitzen. Sehr lange sitzen. Aus meiner Sicht definitiv zu lange sitzen.

»Er hat sich in meinen Haaren verhakt«, sagte Rolf.

»Ja«, sagte ich, »ich geh dann mal.«

»Nein«, sagte Rolf, »du musst Scooter losmachen. Ich komm da nicht dran.«

»Losmachen?«

»Ja, anfassen und losmachen, ich kann ja nicht ewig mit dem Tier auf der Schulter rumlaufen.«

»Solange du mich nicht besuchen kommst, ist mir das egal.«

Rolf schlug einen verärgerten Tonfall an: »Stell dich nicht so an und nimm die Spinne von meiner Schulter!«

»Du machst Witze«, erwiderte ich tonlos und bemerkte, dass mein Blut nicht mehr höher als über die Waden kam.

Als ich erwachte, kauerte Katja kreidebleich in einem Sessel. Scooter saß wieder im Terrarium und grinste mich an. Katja hatte ganze Arbeit geleistet, zitterte dafür nun am ganzen Leib und sprach erst sieben Stunden später wieder in ganzen Sätzen.

Die Jahre zogen inzwischen ins Land, meine Phobie ist nicht besiegt, aber ich habe sie ganz gut im Griff, wenn mir nicht gerade Vogelspinnen im Hausflur begegnen. Als kürzlich ein Schrei aus dem Bad erklang, zog ich meinen Super-Anti-Spider-Man-Overall an, griff zum Glas und hatte in weniger als einer Minute meine Holde aus den Fängen des Monsters befreit. Was kann uns noch passieren?

Neulich rief Katja an. »Rolf ist umgezogen«, sagte sie, »und erst beim Umzug hat er Esmeralda wiedergefunden.«

»Esmeralda?«

»Ja, die Mutter von Scooter, noch etwas größer als er. Die ist schon vor zehn Jahren getürmt. Rolf dachte, sie wäre im Wald verschwunden, aber sie hat die ganze Zeit unbemerkt im Haus gelebt.«

»Haus gelebt?«, stammelte ich.

»Ja, unter dem Bett im Schlafzimmer, wo wir seinerzeit auch gepennt haben. Sie hatte ein ganzes Futterarsenal in einer Nische angelegt. Lustig nicht?«

Es gibt Dinge, die sind so komisch, dass man auch Jahre später noch schreien könnte.

DIE WELT WÄRE AUCH NICHT BESSER OHNE CHRIS DE BURGH

Nina war anders als andere Mädchen um mich herum. Luftiger, sanfter und so gar nicht magersüchtig. Sie duftete stets nach Vanille und ihr Haar roch nach grünem Apfelshampoo. Ihr Lachen verwickelte jeden Jungenverstand in ein undurchdringliches Netz aus stürmischen Gefühlen. Und sie konnte knutschen. Mein Gott, konnte sie knutschen! Markus und Sven seufzten, weil sie das auch schon wussten, Andreas seufzte, weil er davon gehört hatte, Nina ihn aber doof fand. Und ich lächelte in mich hinein, mit einer leisen Vorahnung.

Nina und ich trafen uns das erste Mal bei einem Konzert einer Ramones-Coverband im Jugendzentrum unseres Dorfs. Ich stand hinter ihr und sie wurde beim Pogo tanzen auf mich drauf geschubst. Ihre Haare waren frisch gewaschen und wunderbar wuschelig. Ihr Hinterkopf traf mich mit voller Wucht auf Nasenhöhe, ich ging zu Boden. Sie drehte sich um und erkundigte sich nach meinem Befinden. Blut sickerte leise aus meiner Nase, ich aber sagte: »Ich liebe den Duft deines Apfelshampoos.« Sie lächelte. Ich habe mich immer gemocht für diesen Satz. Kurz darauf verlor ich für ein paar Momente die

Besinnung. Ich traf Nina später in einer Disco wieder, wir tranken, redeten, lachten, berührten uns hin und wieder schüchtern, und noch in dieser wunderbaren Nacht der Annäherung kam Nina mit meinem Freund Sven zusammen. Immerhin sah ich sie nun häufiger. Ich ging mit Martha und Nina mit Sven.

Nina war anders als andere Mädchen in der Gegend. Sie besaß zwar nur zehn Schallplatten, auch nicht mehr, als die anderen Mädchen gemeinhin ihr Eigentum nannten, doch die Besonderheit lag bei Nina im Detail. Denn Nina hörte eben nicht die standardmäßigen grausamen Langweiler, Cat Stevens »Mona Bone Jakon« (die Sozialkritische mit der spuckenden Mülltonne), Chris de Burgh »The Getaway« (die Emotionale mit dem Gewitterhimmel), Barclay James Harvest »Gone To Earth« (die Spirituelle, mit der Jungs zeigen sollten, ob sie zu realen Gefühlen in der Lage waren) und Simon and Garfunkel »The Concert In Central Park« (die Romantische, man hatte damals immer nur auf diese ach so tollen Stimmen zu hören). Nicht allein genug damit, dass Jungs von den Mädchen gezwungen wurden, diesen Mist zu hören, sie mussten auch noch Schwarztee mit Maracuja-Aroma dazu trinken. Darin unterschied sich Nina nicht wesentlich von den anderen Mädchen, außer dass sie hin und wieder mal reinen Hagebuttentee genoss. Den Unterschied machte die Plattensammlung. Ninas Kollektion erwies sich als außerordentlich geschmackssicher und ausgefallen. Ihr schmales Regal zierten: Philip Boa and the Voodoo Club »Copperfield«, Miracle Workers »Inside Out«, The Strangemen »The Strangemen«, Dinosaur Jr. »Bug«, The Smiths »The Queen Is Dead«, B 52's »Play Loud«, Element of Crime »Try To Be Mensch«, Extrabreit »Die Rückkehr Der

Fantastischen 5«, Sound and the Fury »Sampler«, Ärzte »Uns Geht's Prima« sowie eine Single von Rocko Schamoni: »Liebe Kann Man Sich Nicht Kaufen«.

So sah sie aus, die äußerst zeitgemäße Sammlung eines äußerst zeitgemäßen Mädchens. Ich war ein wenig neidisch auf Sven, denn es gab nur wenige Menschen, mit denen ich derart ungezwungen über Musik reden konnte wie mit Nina. Und wenn sie zu »Rock Lobster« von B 52's tanzte, hüpfen ihre Haare im Takt, und mein Herz hüpfte gleich mit. Ich ging mit Martha und Nina mit Sven.

Doch schon bald gab es Probleme. Sven sagte Nina, was sie zu tun, und noch häufiger sagte er ihr, was sie zu lassen habe. Ninas Platten aber sagten »kill your idols« und warnten sie davor, »together alone« zu sein. Irgendwann fiel ihr der Widerspruch zu ihrer Beziehung auf. Chris de Burgh hätte diese brisante Thematik umschiffen, daher rührte sein großer Erfolg. Auf rote Kleider steht jeder, das tut niemandem weh. Ganz anders die Strangemen, hier lernte man etwas Brutales, Nacktes, Unverfälschtes über die Wirklichkeit. Auch über die in einem Dorf irgendwo weit entfernt vom lebendigen Leben.

Nina und ich kamen uns näher über die Musik. Wir redeten über Platten, und schon bald redeten wir zu viel, zu oft und vor allem: zu offen. Und einmal redeten wir plötzlich gar nicht mehr. Irgendwann kam die Frage, die nicht kommen durfte, die Frage, warum er nicht ist wie DU, die Frage, die alles ändert, weil sie klar impliziert, warum bist DU nicht an seiner Stelle, was in diesem Moment, da es ihn ja meistens noch gibt, bedeutet, von jetzt an wird es kompliziert, was Fragen, die alles ändern, häufig so mit sich bringen. »Ich bin so, wie ich bin,

damit du dich bei mir ausheulen kannst«, entgegnete ich schließlich lasch, um noch halbherzig »ich hab auch meine Fehler« anzufügen, was zwar sachlich richtig war, den Fortlauf der Geschichte aber nicht mehr verhindern konnte, denn inzwischen hatte auch ich selbst schon die Frage, die alles ändert, vor meinem Herzen stehen, das von einem Wärter namens Skrupel bewacht wurde. Doch dieser Wärter war von schwacher Natur. Hand aufs Herz, wie vielen tollen Mädchen mit ebenso aufregender Plattensammlung begegnet man in seinem Leben schon? Meine Bilanz fiel nüchtern aus, und so saßen Nina und ich im Auto, hörten schweigend Musik, redeten und mit jeder Sekunde mehr verschwanden alle Marthas und Ralfs dieser Welt.

Nina gab mir ein Tape. »Leg mal ein«, sagte sie, »Stück vier.« Es war »You« vom Element-Of-Crime-Debüt »Basically Sad«. Und exakt das waren wir. Basically Sad. Denn, ach Gott, ja, meine Güte und weissichauchnicht. Monoton und eindringlich zog die Gitarre ihre Bahn, während der Sänger vom Ende sang.

Sinngemäß sang er das: ER fand nicht gut, dass SIE ihm nicht in die Augen blicken konnte und entwickelte darüber die Paranoia, SIE lüge ihn nur an, obwohl SIE beteuerte, sein Bleiben zu wollen, woraufhin ER bekräftigte, ihren Worten keinen Glauben schenken zu können, was SIE dazu veranlasste, ihn aufzufordern keine Angst zu haben, schließlich sei es niemals zu spät, und SIE wolle ihn nicht alleine lassen, woraufhin ER reichlich beleidigt zurück mopperte, SIE brauche aber nicht glauben, dass ER in den eigenen vier Wänden warte, obwohl davon ja eigentlich ihrerseits auch nicht die Rede war. Jeden-

falls kulminierte das Ganze in ihrer unpassenden und extrem laschen Mitteilung, ER sei doch stets ein guter Freund gewesen. Also, wenn das alles sein sollte, was von der Liebe übrig blieb, war das in der Tat ein starkes Stück. Denn wer hört einen solchen Satz schon gerne als Beziehungsfazit? Du warst ein guter Freund.

Am Schluss fand ich auch, dass das wirklich das Ende war. Nina spulte das Stück zurück, und wir hörten es wieder und wieder. Sieben mal. Danach küsstet wir uns und nichts war mehr wie zuvor.

Unsere Liebe war intensiv. Und leider von sehr kurzer Dauer. Selbst deckungsgleiche Plattensammlungen bilden heutzutage keine Garantien mehr für dauerhafte Beziehungen. Das ist zutiefst frustrierend, denn es zeigt, dass die Welt wohl auch nicht besser wäre ohne Chris de Burgh.

ADOLESZENZ IN FÜNF LIEDERN

1969: BEATLES »OB LA DI, OB LA DA«

Bei einem echten Fan der Liverpooler liegt die Toleranzschwelle für Geschmacksentgleisungen für gewöhnlich recht hoch, doch dieses Lied zählt auch unter Liebhabern des Ausgefallenen zu dem Schätzigsten, das je auf Vinyl gebannt wurde. Da hilft auch nicht Desmond Dekkers Behauptung, der Titel sei ein extrem obszöner jamaikanischer Slangausdruck. Die plärrige, nervtötende Stimme von Paul McCartney kommt in ihrer ganzen fürchterlichen Pracht zur Geltung, der Text ist an Albernheit kaum zu überbieten, und die Melodie ist durch-